

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 20 (1937)
Heft: 22

Artikel: Propheten-Dämmerung
Autor: Albin, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. und 15. jeden Monats

Redaktion
und Literaturstelle:
Transitfach 541 Bern

Lass den Schwächling ängstlich zagen!
Wer Hohes will, muss wagen.

Gneisenau.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)

Sämtliche Adressänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle d. F. V. S., Postfach 15.853 Zürich-Hauptbahnhof.

INHALT: Propheten-Dämmerung. — Es geht nicht vorwärts. (Fortsetzung.) — Aus einem Frauenbrief aus Deutschland. — Ein interessanter Nachtrag. — Weltausstellung in Paris 1937. — Freireligiöse Gemeinde Wien. — Ortsgruppen. — Feuilleton: Die vergessene Fahne.

Propheten-Dämmerung.

Von A. Albin.

Manche Tat empfängt — zumindest nach aussen hin — ihre Weihe, wenn es ihrem Urheber gelingt, sich hinter einer allgemein anerkannten Autorität zu verschanzen, d. h. deren Lehren so zu drehen und umzudeuten, dass sie für den Unwissenden sich mit jener Tat vollständig zu decken scheinen. Mancher Gedanke gewinnt Ansehen, wenn sein Kündler es versteht, ihn der Masse, um die er wirbt, als unausweichliche Erfüllung einer bereits lange vorher geweissagten Botschaft darzustellen. Das wussten die Herolde des Nationalsozialismus und demzufolge geben sie sich dem Volke, das noch an andere Grössen zu glauben gewohnt war, als Erfüller der von diesen Grössen eben vorausgesagten Prophezeihungen aus, als Verwirklicher ihrer Gedanken, die sie allein richtig verstanden zu haben meldeten. Wer sollte da nicht herhalten, wenn es galt, dem Messias des Dritten Reiches Johannes vorausmarschieren zu lassen, die dessen Kommen angeblich verkündeten?

So hat man denn *Goethe* heraufbeschworen, wenn auch nicht unmittelbar als einen Johannes, so doch als einen, der den braunen Genossen seinen Gruss nicht versagen würde. Wer *Goethe* kennt (wenn auch nur seine «Gespräche mit Eckermann»), wird anderer Meinung sein. Er wird in *Goethes* Dichten, Denken und Handeln den krasssten Gegensatz zu dem finden, was der Nationalsozialismus kündigt und — noch mehr — was er tut. *Goethe*, der den Menschen «edel, hilfreich und gut» und «den unbekanntem höheren Wesen, die wir ahnen», ähnlich sehen wollte, — dieser *Goethe* hat im Reiche der Lobpreiser des Blutes und der Totschläger des Geistes nichts zu sagen.

Vielleicht aber *Schiller*? In der Tat: ein gewisser Hans Fabricius will in *Schiller* den ältesten S. A.-Mann gefunden haben. Er äussert sich darüber in seinem Buche «*Schiller als Kampfgenosse Hitlers. Nationalsozialismus in Schillers Dramen.*»

Mit *Schiller* und *Goethe* konnte der Nationalsozialismus wahrlich nicht Staat machen. Es leben denn doch noch gar zu viele, die ihren *Schiller* und *Goethe* gelesen haben und im Verborgenen vielleicht gar heute noch lesen.

Selbst an *Hölderlin* machte man sich heran und versuchte, ihn, den die preussische Atmosphäre um den Verstand gebracht, zum Propheten und Schutzpatron des Nationalsozialismus zu erheben. Ein völlig missglückter Versuch. Ein groteskerer Verein als *Hölderlin*, *Leers*, *Goebbels* und der neue Messias lässt sich gar nicht denken.

Nein, es sind «falsche» Propheten. Das hatte man denn auch bald eingesehen und diese alten Dichter als Vorboten der neuen Heilsbotschaft aufgegeben. Sie waren für den Nationalsozialismus nicht brauchbar. In einer ganz andern Gestalt leben sie in den Herzen ihrer ernsthaften Leser, als dass sie von diesen nun bestieft und das Horst Wessel-Lied singend gedacht werden könnten. Diese Propheten mussten ein für allemal in den Hintergrund gerückt werden.

Die Suche nach Propheten war aber damit nicht beendet. Es mag wie ein Ulk anmuten, war aber keineswegs als solcher gedacht, wenn *Alfred Rosenberg* allen Ernstes in *Sokrates* den ersten Nationalsozialisten feststellte.

Das ist jedoch eine weit zurückliegende Epoche. Es war ratsam, sich in einer jüngern Zeit nach Propheten umzusehen. Das tat man auch und glaubte endlich zwei Pfeiler gefunden zu haben, die geeignet schienen, den Tempel «des nationalsozialistischen Gedankenguts» unerschütterlich für alle Zeiten zu tragen. Es waren dies *Stefan George* und *Friedrich Nietzsche*. Es galt, das Volk glauben zu machen, der Nationalsozialismus sei die Verwirklichung *Nietzschescher* Prophetie und *Georgescher* Ahnens.

Wer etwas tiefer in das Wesen und Sein *Georges* zu blicken vermag, erkennt sofort, welch eine Fremdheit und Weltferne des Dichters «neues Reich» von dem «Dritten Reich» *Hitlers* scheidet. Und solcher tiefer Blickenden gab es auch im Dritten Reich ohne Zweifel noch eine ansehnliche Zahl. Keiner wagte jedoch, gegen diese «Erhebung» *Georges* zu protestieren und aufklärend darzutun, wie wenig, ja wie so ganz und gar nicht dieser Dichter sich zum Vorkämpfer der nationalsozialistischen Ideen eignet. Die meisten der braungestieften Artgenossen werden ihn weder gelesen noch gekannt haben. Ihnen konnte man *George* als nationalsozialistischen «Heiligen» vormachen. Im Grunde genommen wurde aber bei der «Heiligsprechung» *Georges* dieser Massen am wenigsten gedacht. Man wollte vielmehr der *Welt* suggerieren, man verwalte das Erbe eines auch durch sie anerkannten Grossen. Die *Welt* indessen suchte vergebens eine Brücke, die von *George* zu *Goebbels* führt. Und erst im Jahre 1935 wagte man es im Dritten Reich (*Rudolf Ibel*: «*Stefan George in dieser Zeit*». Völkische Kultur. Dezember 1935), den gestern auf den Schild Gehobenen sich näher anzusehen und sich einzugestehen, dass er nur durch einen Irrtum in das nationalsozialistische Pantheon geraten sei, dass er für die

deutsche Jugend an Gültigkeit verloren habe, «denn ihr geht es wahrlich um etwas anderes als um ein rein menschheitliches Menschsein». Man stürzte den «Heiligen» vom Sockel und brachte ihn in die Rumpelkammer. Er taugte nicht. Man konnte ihn nicht brauchen.

Nun war von den Grossen nur noch einer geblieben, auf den sie glaubten den Satz münzen zu dürfen: «Wenn alle *degen* uns sprechen, der zeugt für uns im nächsten Jahrtausend.» Sie meinten Nietzsche. Dass er ihr Prophet, Schutzpatron und Fürsprecher sei, wollten die Herren des Dritten Reiches nicht allein ihren Artgenossen und der Welt beibringen, sondern sie selbst glaubten — oder taten zumindest so, als glaubten sie wirklich —, sie seien Vollstrecker des Nietzsche'schen Vermächtnisses, seien seine erahnten Erben und einzig verstehenden Jünger. Nietzsche wurde zum obersten Heiligen des Dritten Reiches ausgerufen. Das konnte nur aus Unwissenheit und purer Lust, einen Grossen für sich zu anektieren, geschehen. Denn der Abgrund zwischen dem, was Nietzsche lehrt, und demjenigen, was der Nationalsozialismus kündigt und wirkt, ist so tief, wie er tiefer überhaupt nicht gedacht werden kann. Nietzsche als Vater und Hüter «nationalsozialistischen Gedankengutes» sich vorzustellen, das erfordert wahrlich eine bizarre Phantasie! Es sei denn, dass man Nietzsche nicht gelesen oder ihn zwar gelesen hat, aber den Mut nicht aufbringt, die «Heiligsprecher» auf ihren Irrtum aufmerksam zu machen.

Einer unter den Parteigenossen, der Nietzsche gelesen und verstanden hat, ist Kurt von Westernhagen, der bei A. Duncker in Weimar ein Buch «Nietzsche, Juden, Antijuden» herausgegeben hat. Dieses Buch macht die ganze nationalsozialistische Nietzsche-Propaganda zunichte, indem es aufzeigt, wie verkehrt die Inanspruchnahme Nietzsches durch den Nationalsozialismus ist; denn Nietzsche vertritt das Gegenteil dessen, was der Nationalsozialismus als Hauptdogmen, gleichsam als seine Quintessenz hinstellt.

Westernhagen ist es freilich nicht daran gelegen, etwa zu beweisen, Nietzsche habe sich den Uebermenschen nicht in der Gestalt Julius Streichers gedacht; er versucht auch nicht, den Weltbürger, den «guten Europäer» Nietzsche dem «Hornvieh-Nationalismus» des Dritten Reiches gegenüberzustellen; auch das bringt er nicht vor, was Nietzsche über Freiheit, Kasernen, «verlogenen Rassenschwindel», «arische Spekulanten», Europäertum u. dgl. m. sagt, — das würde ja die ganze auf Nietzsche aufgebaute und mit Nietzsche gerechtfertigte nationalsozialistische Macho völlig zertrümmern. Nein, das alles lässt der Verfasser nahezu ausser acht. Nur auf einen, für das

Dritte Reich immerhin wesentlichen Punkt lenkt er sein Haupt-Augenmerk, einen Punkt, der am stärksten dagegen spricht, Nietzsche als Vorkämpfer der nationalsozialistischen Ideen hinzustellen, auf die Judenfrage.

Der «Völkische Beobachter», dem Westernhagens Buch nicht in den nationalsozialistischen Kram passt, führt dagegen eine scharfe Klinge und nennt diese unerwünschte Bescherung eine «Verzerrung und Fälschung eines geistigen Vorgängers». Diese Beurteilung verdient das Buch nicht. Es schmeichelt nämlich in dieser Hinsicht dem Parteidünkel nicht, sucht keine dem Rassenhochmut erwünschte Verschwägerung mit diesem Grossen, sondern das Gegenteil: Westernhagen bringt ungefälschte, unbeschnittene Belege; er «entlarvt» Nietzsche als einen, der sich ganz und gar nicht als Wortführer des Nationalsozialismus, wohl aber als Anwalt der Juden eignet. Wo es um Deutschtum und Judentum geht, «stand Nietzsche in den Reihen des Judentums, aus Neigung und Berechnung, mit Herz und Kopf», gibt Westernhagen offen zu. Nietzsche zum Wortführer der nationalsozialistischen Dogmen zu erheben, sei daher ein falscher Griff und nur auf ein grosses Missverständnis zurückzuführen. Das geht ganz unzweideutig aus den Stellen hervor, die Westernhagen aus Nietzsches Büchern und Briefen zusammenträgt, auch aus Nietzsches persönlichem Verhalten gegenüber einzelnen Juden und nicht zuletzt aus seinem Urteil über Offenbach und Heine! Das alles sind so sehr bekannte Dinge, dass es mir überflüssig erscheint, so vielmal bereits Zitiertes noch einmal zu zitieren. Ihn, «den guten Europäer», mit der deutschen «rabies nationalis» in einen Topf zu werfen, ist absurd, wie es in gleichem Masse absurd ist, ihn, den Verneiner und Auflöser der Rassen, mit den germanischen Rasseschneidflüglern in einer Reihe marschieren zu lassen und ihn, den ehrlichsten und gründlichsten Hasser des Antisemitismus, zu dessen Wegweiser umzudeuten.

Indem Westernhagen dies alles auf Grund zahlreicher gewissenhafter Belege aus Nietzsches Werken feststellt, versäumt er es nicht, zu betonen, dass Nietzsches Stellung zu diesen Problemen ein Irrtum sei, und um dies zu beweisen, hält er ihm Wagner, H. S. Chamberlain, Treitschke und den dunkeln Ehrenmann Stöcker (wie ihn Helmuth von Gerlach erfahren hat) entgegen. Jene hätten das Judenproblem unleugbar richtig gesehen. Nietzsche allein habe es nicht erkannt, trotzdem «er durch seine persönlichen Beziehungen nachdrücklich genug darauf gestossen worden ist». Bei all jenen wäre ausschlaggebend der gute Geist, nur «bei Nietzsche war von Anfang an der böse Geist stärker als der gute», sagt Westernhagen in Anlehnung an H. S. Chamberlain. Ferner: Nur so

Feuilleton.

Die vergessene Fahne.

Von Jakob Stebler.

Fahnen sind unersetzliche Gebrauchsgegenstände moderner und mittelalterlicher Kulturvölker. Sie bestehen in der Regel aus einer Stange, woran ein farbiges Stück Tuch in meist besserer Qualität hängt, und dienen dazu, irgend ein Hochgefühl ihres Trägers oder Inhabers öffentlich auszudrücken, das heisst, einen allgemein verbindlichen staatlichen, politischen oder wirtschaftlichen Freudentag zu künden, an dem das Volk sich kollektiv zu begeistern hat. Sie wehen vom hintersten Gartenfest bis zu den Einweihungsfeierlichkeiten anlässlich der Eröffnung des neuen Zuchthauses, sie werden jedem Kegelklub vorangetragen, wenn er seinen grossen Tag hat, und sie sind selbst eine notwendige Begleiterscheinung zum Kriegführen. Kehrt solch ein Banner aus der Schlacht zurück, so klebt die Ehre des Regiments daran, und hundert Jahre später wandert es ins Museum, woselbst es den Motten zum leckern Frass dient und zugleich den Sinn des Publikums für die Heldentaten der Väter schärft. Auch als Reklameflächen eignen sich Fahnen ausgezeichnet, kurzum, es ist zur Genüge dargetan, dass unser kulturelles Leben ohne ausgiebige Bewimpelung seine Daseinsberechtigung verwirkt hätte.

Da war nun also wiederum ein Fest abgehalten worden, an dem pflichtbewusst die Fahnen herausgingen und so die Herzen des Volkes höher schlagen liessen; dies letztere wenigstens behauptete der

Festredner, und der wusste das ganz genau aus seinem langjährigen, vertrauten Umgang mit der Volksseele.

Also die Fahnen hatten ordnungsgemäss im Winde geflattert und waren andern tags wieder spurlos verschwunden, weil das Kollektivhochgefühl bloss für den einen Festtag berechnet gewesen war. Der Alltag ging durch die Strassen, die Kehrrichtmännern räumten den festlichen Schutt auf, und schon schien alles wie vorher seinen regelten Gang zu rutschen, da . . . ja wahrhaftig, da entdeckten scharfe Augen, dass oben aus der Dachlukarne eines stattlichen Hauses noch ein zurückgebliebenes farbiges Tuch in das Grau und Elend des Alltags hinuntergrüsst, eine richtiggehende, ausgewachsene Fahne von zwei Meter siebzig Länge und gut einem Meter Breite. Eine Flagge vom gestrigen Fest her, die jedenfalls aus Vergesslichkeit ihres Besitzers einzuziehen vergessen worden war.

Nun, das konnte ja vorkommen. So ganz in Klammern gesagt, das Unzeitgemässe dieser alleinstehenden Fahne wirkte etwas lächerlich, sie störte den Blick regelrecht; man fand die Sache ziemlich abwegig, da die offizielle Freude doch schliesslich gestern stattgefunden hatte. Aber man ging vorderhand gutmütig über den farbigen Anachronismus hinweg.

Das heisst, erst lächelte man nachsichtig. Grinste mit einem Augenzwinkern an das widerrechtlich beflaggte Haus hinauf, riss Witze über den Wohnungsinhaber, dem jedenfalls der buchstäbliche Rausch der Festfreude jedes Verständnis für Daten geraubt hatte, machte seine Nachbarn auf die vom Himmel herunterhängende Tatsache aufmerksam und dachte sich weiter nichts Böses dabei. Dass dann und

lange Nietzsche zu Wagner gehalten habe, sei er den Weg der Wahrheit gegangen — dann nicht mehr! Das setzt ihn freilich in den Augen Westernhagens herab und nimmt ihm jede Berechtigung, dem Nationalsozialismus wegleitender Leitstern zu sein. In summa: Nietzsche hat das Problem des Judentums «umgebogen, in sein Gegenteil verwandelt; er hat den jüdischen Geist über den deutschen Geist gestellt; er hat die Lehre von der Rasse in seine Lehre von der Unrasse verkehrt; er hat die judenfeindliche Strömung vom Judentum auf das Christentum abgelenkt und damit eine Frage der Rasse wieder in eine Frage der Religion umgemünzt; er hat die Vorkämpfer gegen das Judentum geistig und menschlich diskreditiert. Er hat alles in allem, statt einen Schritt vorwärts zu gehen, in einem entscheidenden Augenblick der deutschen Geschichte vier Schritte rückwärts getan.»

Vier Schritte rückwärts! Und ihn gerade hatte man aus-ersehen, über den Nationalsozialismus den schützenden Schild zu halten! Nun zeigt es sich, dass auch er zum Propheten und Schutzpatron des Dritten Reiches nicht taugt. Zum Leidwesen des «Völkischen Beobachters» muss auch dieses Prunkstück aus dem nordischen Pantheon gewiesen werden.

Wer wird des nordischen Evangeliums nächster Prophet sein?

Es geht nicht vorwärts.

Von E. Brauchlin.

(Fortsetzung.)

Wir Menschen sind die «Verhältnisse», und zwar dadurch, wie wir unsere Anlagen des Geistes und Gemütes pflegen und bilden. Unser inneres persönliches Sein ist gewissermassen der Filter, durch den alles vom Menschen Geschaffene geht und durch den also dessen Grob- oder Feinkörnigkeit, dessen Wert bestimmt wird. Der «Filter» ist, ich muss das zur Verdeutlichung zum voraus sagen, dauernd auf «ganz grob» eingestellt, denn beinahe sämtliche Erfindungen schlüpfen als Kriegsmittel durch. Ein Blick ins «Leben» drängt zu dem Schlusse, dass der Mensch gar nicht das ist, was er scheint, nicht das geistig-gemüthafte Wesen, das kraft seines gepflegten Innenlebens hoch über dem unkultivierten Urmenschen steht und aus edleren Beweggründen handelt als sein keulentüchtiger Ahne. Zieht man die vieltausendjährige Bildung in Betracht, die der Mensch durch das Gemeinschaftsleben genossen hat, so muss man sagen, dass er eher rückwärts als vorwärts gekommen ist. Er handelt nicht nur im-

mer noch in der Hauptsache aus selbstsüchtigen Motiven, er quält, schädigt, vernichtet unter Umständen ohne Not seine Mitmenschen. Der Urmensch *musste* seine ganze körperliche und geistige Kraft für die Selbsterhaltung einsetzen, sein Leben bedeutete Kampf ums Dasein, konnte nichts anderes bedeuten; um die Selbsterhaltung ging sein ganzes Ringen. Machtlos stand er den Naturgewalten, ums nackte Leben ringend feindlichem Getier, beinahe hilflos dem Hunger gegenüber, denn er besass den Schlüssel zu dem Reichtum des Erdbodens noch nicht. Seine ausschliessliche Sorge für sich selber, sein «Egoismus» war naturbedingt und bedeutete keine moralische Minderwertigkeit. Wenn aber der Mensch von heute, mit dem ungeheuren Arsenal von Hilfsmitteln, mit seiner Jahrtausendealten Gemeinschaftsschulung, mit dem erschlossenen und leicht zu nehmenden Reichtum der Erde noch in der Selbstsucht befangen ist, so lässt sich's nicht anders deuten, als dass alle Kultur nichts als Tünche gewesen und der Mensch zum guten Teil Urmensch geblieben ist. Eine dünne Schicht Firnis nur lässt ihn als kultiviert, d. h. als Menschen mit gepflegtem Innenleben erscheinen. Wäre dem anders, wäre die Innenkultur eine ernste Angelegenheit des Menschen in den vielen Jahrtausenden seines Bestehens gewesen, so hätte sich das gepflegte Denken und Fühlen im Zusammenleben auswirken müssen in dem Sinne, dass an Stelle des gegenseitigen Kampfes, des Hasses, Neides, der Uebervorteilung die gegenseitige Hilfsbereitschaft, Vertrauen und Friede getreten wären. Die Goldprobe für wahre, echte Kultur ist die, dass die Selbstsucht überwunden ist, dass der Mensch in seinem Trachten nach Wohlbefinden, Lebensfülle, Glück die Mitmenschen einbezieht, dass in der Ueberfülle von Erdengütern kein Mensch mehr genötigt ist, den Kampf ums Dasein zu führen. Darauf kommt es an, ob der Mensch sein ursprünglich triebhaftes Wollen und Handeln durch Verstand und Gemüt gehen lasse und es läutere, oder das triebhafte Wollen unmittelbar ins Leben werfe, unbekümmert darum, wen es treffe und ob es schlage, brenne oder töte.

Unsere Kultur ist weit davon entfernt, die Probe zu bestehen; man braucht keine Worte darüber zu verlieren; ein Hinweis auf die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen Verhältnisse und auf den verbissenen Kleinkrieg zwischen den Einzelnen im Alltag genügt zur Erhärtung der beschämenden und verhängnisvollen Wahrheit.

Wie wenig tief die Kultivierung des Innern gegriffen hat, wie wenig der Mensch Gemeinschaftswesen geworden ist, wie nahe er dem Urmenschlichen, um nicht zu sagen: dem Tierischen, noch ist, erweist sich in Augenblicken der Gefahr:

wann ein kleiner Menschaufmarsch sich bildete, eine vorübergehende Verkehrsstauung, gehört mit ins Bild, und damit hatte es schliesslich sein Bewenden. Und die Anwohner der Strasse überlegten sich, dass des Fahnenbesitzers Vergesslichkeit unter Umständen Stoff für die nächste Fastnachtszeitung liefern könnte.

Am Mittag dieses selben Tages hing die Fahne allerdings immer noch da, trotzdem Herr Deubelbeiss, der Besitzer dieses Tuchs des Anstosses, inzwischen von der Sachlage unterrichtet worden sein musste: verschlafen hatte er sich jedenfalls nicht, denn Beobachter wussten, dass er frühzeitig von zu Hause weggegangen war. Nun, so würde er eben die Angelegenheit nachträglich regeln.

Nachmittags um vier Uhr aber erhob sich ein Wind, und liess die immer noch vorhandene Fahne in den festlichsten Tönen knallen. Nun allerdings, wie muss man das schon ausdrücken, nun wurden die Mitmenschen auf Herrn Deubelbeiss sozusagen böse. Das war denn doch eine Schindluderei ohnegleichen, an einem staatlich anerkannten Nichtfeiertag zu beflaggen, das war geradezu eine Herausforderung aller jener Volksgenossen, die es mit ihren festlichen Pflichten ernst nehmen und der Ansicht waren, solch demonstrative Freudenäusserungen hätten ordnungsgemäss spontan nur auf höhern Befehl zu erfolgen. Es sah wirklich so aus wie ein frevles Spiel mit den heiligsten Gefühlen des Festplatzes.

Das anfängliche Brummen der Strasse verwandelte sich allmählich in Empörung. Was fiel denn dem Deubelbeiss ein, solch einen öffentlichen Skandal zu veranstalten? Seine Fahne, das wurde mehr und mehr klar, entwickelte sich zum öffentlichen Aergernis, und ihr

blosses Dahängen bedeutete geradezu ein Verkehrshindernis, veranlasste sie doch jeden Passanten zum Stehenbleiben und zu einer massiven Meinungsäusserung über den in diesen Krisenzeiten unangebrachten Fahnen Schmuck.

Die Erregung stieg derart, dass sogar die Hohe Obrigkeit es für nötig fand, einzuschreiten, und sie schickte denn auch prompt den Hüter der öffentlichen Ordnung zu Deubelbeiss, um diesen amtlich auf das Knurren der Volksseele aufmerksam zu machen.

«Herr Deubelbeiss», lächelte das Auge des Gesetzes mild, «Herr Deubelbeiss, Sie sollten Ihre Fahne einziehen. Wie Sie sehen, erregt Ihre ganz unverständliche und unbegründete Handlungsweise peinliches Aufsehen, denn es gehört sich nun einmal nicht, ein Freudentuch herauszuhängen, wo doch kein berechtigter, öffentlicher Anlass dazu besteht.»

Indessen war der Fahnenbesitzer anderer Meinung. Ob es denn irgend einen Gesetzesparagrafen gäbe, der das Heraushängen einer Fahne ausser an offiziellen Festen verbiete.

«Nein, das nicht, aber . . . nicht wahr, Herr Deubelbeiss, wir sind doch vernünftige Leute, und da . . .»

«Lieber Herr Wachtmeister», erklärte ihm sanft belehrend der Unverwüstliche, «ein öffentlicher Anlass zum Beflaggen besteht heute allerdings nicht. Aber in mir wirkt das Hochgefühl des gestrigen Festes nach, ich lasse die Fahne stehen in meiner spontanen Wallung meiner überbordenden Festfreude, in einem einmütigen Zusammenklingen beseligter Lust und glühender Vaterlandsliebe, sie ist der sichtbare Ausdruck meiner tiefempfundenen, innigen Hingabe